



Christoph Antweiler:
Mensch und Weltkultur.
*Für einen realistischen
Kosmopolitismus im Zeitalter der
Globalisierung*
Bielefeld: transcript-Verlag 2011,
326 S., 29,80 €
ISBN 978-3-8376-1634-7

Das vorliegende Buch ist im Rahmen eines von der *Mercator-Stiftung* unterstützten Projekts am *Kulturwissenschaftlichen Institut Essen* entstanden: *Der Mensch im Netz der Kulturen. Humanismus in der Epoche der Globalisierung*. Seit dem Jahre 2009 ist es die zehnte Veröffentlichung, die um das Thema „Humanismus“ in globaler Perspektive kreist.

Christoph Antweiler ist Ethnologe und lehrt Südostasienwissenschaft an der Universität Bonn, sein spezielles Arbeitsfeld ist derzeit Indonesien. Jedoch hat er sich schon seit einigen Jahren mit Studien einen Namen gemacht, in denen es um soziokulturelle Evolution, Kultur-Universalien und lokales Wissen geht, so der Klappentext.

Eine erste Frucht dieses Bemühens, systematisch zu kulturellen Universalien zu forschen, ist sein 2007 erschienenes Buch *Was ist den Menschen gemeinsam? Über Kultur und Kulturen*, dem neben anderen 2009 ein populär geschriebenes Werk mit dem Titel *Heimat Mensch. Was uns alle verbindet* folgte.

Diese beiden Vorgänger werden hier erwähnt, weil sie Teil des Problems sind, das die Rezensentin mit der hier zu besprechenden Arbeit hatte. Auch wenn sich der theoretische Fokus teilweise verschoben hat, sind die Gemeinsamkeiten zwischen *Was ist den Menschen gemeinsam?* und *Mensch und Weltkultur* doch unübersehbar und zwar sowohl in Inhalt und Form.

Zunächst zur Form: Die ist nicht ganz unerheblich, wenn die potentielle Leserschaft ins Auge gefasst wird. Beide Bücher gleichen einem kämpferisch geschriebenen Literaturbericht, in dem Antweiler zusammenführt, was sonst eher disziplinar getrennt verhandelt wird. Vorliegender Band hat, dies zum Beleg, eine eng bedruckte Literaturliste von 54 Seiten – fast ein Sechstel des ganzen Buches.

Mit diesem Konvolut wird gearbeitet, was zur Folge hat, dass sich bei den einzelnen inhaltlichen Aussagen zuweilen drei, vier, fünf Belege finden. Für einen vom Titel angezogenen Laien oder etwa eine interessierte Studentin verschwinden so die Argumentationslinien des Autors hinter einem Reigen immer neuer Namen und theoretischer Konzepte. Wer sich über seine Ideen informieren will, verliert im Laufe der Lektüre möglicherweise Lust und Faden, wozu nicht zuletzt auch zahlreiche Wiederholungen beitragen. Vor allem einem breiteren Publikum sei deshalb die oben erwähnte Studie von 2009 empfohlen.

Doch nun zum Inhalt: In einer informativen Einleitung formuliert der Autor seine Absichten, die sowohl theoretischer wie praktischer, man könnte auch sagen politischer Natur sind. Der Gefahren dieser Verquickung ist er sich wohl bewusst. Es gehe nicht um die politisch-ideologisch bequemsten Lösungen der anvisierten Probleme, sondern um wissenschaftlich begründete. Allerdings gelingt es auch ihm nicht, beides immer auseinander zu halten. Das mag an den diskutierten wissenschaftlichen Konzepten selbst liegen – sie sind ja nicht außerhalb von Raum und Zeit entstanden.

Dennoch wird auf *Mensch und Weltkultur* zu oft mit Aufforderungen, man müsse etwas so und nicht so sehen oder tun, reflektiert, um das vorliegende Buch als eine nüchterne wissenschaftliche Betrachtung bezeichnen zu können (besonders zum Ende hin werden Akklamationen dominant). Das war aber vielleicht auch gar nicht beabsichtigt – deshalb die Charakterisierung als kämpferisch, die manchen Leser, manche Leserin vielleicht gerade begeistert.

Der Titel der Einleitung: *Jenseits von „Weltdorf“ und „Welt in Stücken“* repräsentiert Argumentationsstil und inhaltliche Absichten von Antweiler geradezu paradigmatisch. Es geht um theoretische Vermittlung, um wissenschaftlichen Dialog einerseits und andererseits um Pragmatismus im Handeln. Das Buch versuche zu zeigen, „dass Kulturen verschieden sind, aber kommensurabel, Menschen verschiedener Kultur leben nicht in verschiedenen Welten; sie leben verschieden in einer Welt.“ (S. 12)

Wie kann eine solche Perspektive gelingen, die die weltweite Vernetzung der Menschen und die damit verbundene Notwendigkeit eines universalen Basiskonsenses (S. 9) anerkennt, aber nicht einfach die Werte der „westlichen“ Welt verallgemeinert? Zu diesem Thema wird seit Jahren heiß diskutiert, vor allem, seit „nicht-westliche“ Wissenschaftler in den USA nicht nur Kritik am bisherigen Ethnozentrismus geübt, sondern auch eigene Konzepte vorgestellt haben.

Christoph Antweilers Beitrag in diesem Diskurs besteht nun darin, ausgehend von der Idee des Humanismus zu prüfen, welche theoretischen Vorleistungen nötig sind, um diese wissenschaftlich zu begründen. Als Ethnologe, der sich ja eigentlich mit der Differenz von Kulturen und ihrem Eigensinn in kulturrelativistischer Manier beschäftigen sollte, muss er hier nicht nur kritisch über den Tellerrand seiner eigenen Disziplin schauen (was er ausführlicher in der Arbeit von 2007 leistete), sondern auch Vorschläge für eine ganzheitliche Sicht entwickeln, die nur interdisziplinär zu leisten ist.

Seine Bündnispartner sieht er in der biologischen und kulturellen Anthropologie. Der Humanismus müsse den „'ganzen Menschen' und die Menschheit als Ganze“ (S. 9) in den Blick nehmen. Um sich vom traditionellen Humanismus europäischer Provenienz abzugrenzen, übernimmt Antweiler zudem den Begriff des „inklusive Humanismus“, mit dem eine „Arbeitsaufgabe für die Menschheit“ formuliert wird. (S. 14)

Deren Einheit bestehe aber vor jeder „Vernetzung“ schon darin, dass sie biologisch und psychisch konstituiert sei – Erkenntnisse zur Natur des Menschen sollten allerdings nicht „naturalistischen Fehlschlüsse“ (S. 21) produzieren, sondern den Humanismus fundieren. Jedenfalls könne uns die Natur nicht sagen, „was wir tun sollen und welche Werte richtig sind.“

Die Ausgangsbasis für den „inklusive Humanismus“, in dem Anspruch und praktische Realisierbarkeit nicht in Widerspruch geraten dürfen, sieht Ant-

weiler deshalb in denjenigen Gemeinsamkeiten, die viele oder alle Kulturen heute teilen und die er empirisch ermitteln will. So scheint die für ihn unumgängliche Synthese von normativen Vorgaben und verifizierbaren Fakten gelingen zu können. Es gehe um „Befunde und theoretische Erkenntnisse der Anthropologie und Ethnologie, die zur Fundierung eines realistischen Humanismus beitragen können“. (S. 25)

Die Untersuchung setzt mit einem paradigmatischen Fall ein – Vertreter unterschiedlicher Kulturen, die vorher voneinander nichts wussten, treffen aufeinander – das führt zum „Kulturschock“, aber auch via Gesten zum Austausch: „Gesten vermitteln zwischen Kulturen“. (S. 38) Im zweiten Kapitel werden verschiedene theoretische Konzepte und Belege zu kultureller Vielfalt wie auch kosmopolitische Ideen der Einheit (etwa beim UNESCO-Man) diskutiert mit der Aufforderung, sich sowohl dieser Vielfalt wie auch der „pankulturellen“ Gemeinsamkeiten zu versichern. Mit diesem und dem folgenden Kapitel, in dem neuere kosmopolitische Ansätze besprochen werden, leitet Antweiler zur Vorstellung „pankultureller Universalien“ über, die den Hauptteil des Buches ausmachen.

Vor allem zum achten Abschnitt, in dem die Ursachen von Universalien und die Ursachenforschung verhandelt werden, ließe sich manches anmerken. Vielleicht ist es die besondere Perspektive der rezensierenden Kulturwissenschaftlerin, die es gewohnt ist, ständig verschiedene wissenschaftliche Disziplinen im Auge zu behalten, wenn einige Argumente weder neu, teilweise banal und vor allem zirkulär erscheinen. So wird dem Ödipus-Komplex unterstellt, er sei „fast universal, weil die faktisch vorzufindende Personenkonstellation fast in allen Kulturen der Grundform entspricht. Er wäre aber weniger verbreitet, wenn die Personenfiguration nicht so wäre, wie sie fast immer ist.“ (S. 219)

Bei anderen diskutierten Beispielen stellt sich die Frage, ob deren angenommene universelle Erscheinungsform heute nicht schon das Ergebnis realer Angleichung der Kulturen ist. Noch problematischer erscheint aber eine fast implizit bleibende Grundannahme des Buches – nämlich eine relativ machtfreie Konstellation der Kulturen, die vor allem über sprachliche Kommunikation funktioniert (andere Medien bleiben sowie außen vor). Alle Konflikte scheinen dadurch lösbar, das Ziel eines planetaren Humanismus dadurch erreichbar, dass alle Kulturen gleichsam wissenschaftlich vertreten sind, um vor dem Hintergrund kultureller Vielfalt das Gemeinsame herauszuarbeiten. Schöne neue Welt!

Bei genauerem Hinsehen wird aber sichtbar, dass das selbst in den Wissenschaften nicht funktioniert. Nahezu alle herangezogenen Konzepte und empirischen Arbeiten stammen aus dem angelsächsischen Bereich – Afrikaner, Russen oder Asiaten scheinen nicht nur erst dann gehört zu werden, wenn sie in die USA oder nach England eingewandert sind, sondern sie entwickeln anscheinend auch erst dort jenes Problembewusstsein und jene Bereitschaft zum Diskurs, die sie zu Kommunikationspartnern macht.

Gerlinde Petzold